Kapitel 4

Der Sturm

Der Ozean war nicht länger Wasser.
Er war eine Wand aus schwarzem Zorn.
Der Himmel hing tief wie ein zerrissener Vorhang,
und die Wolken türmten sich übereinander
wie die Schultern eines wütenden Gottes.
Der Wind pfiff,
riss an Seilen und Masten,
zerrte an meinem Mantel,
als wolle er mich vom Deck reißen.
Ich stand am Bug meines Schiffes,
die Kapitänsmütze tief ins Gesicht gezogen.
Der Atlas – das einzige Gewicht, das ich fortgeworfen hatte –
war längst vom Meer verschluckt.
Meine Steine aber blieben bei mir:
in meinen Taschen,
in meinem Herzen,
auf meinem Rücken.
Der Sturm war gekommen.
Und er kam wegen mir.
Die erste Welle stieg auf
wie ein Gebirge aus Dunkelheit.
Dann krachte sie gegen die Reling,
als würde Thor selbst seinen Hammer Mjölnir
mit voller Wucht auf das Holz niederschmettern.
Das Deck erzitterte.
Der Mast bog sich wie ein Knie, das brechen wollte.

Wasser peitschte über mich hinweg,
salzig, kalt, brutal.
Ich wankte –
doch ich fiel nicht.
„Gut“, murmelte ich.
„Zeig mir, was du kannst.“
Ein Blitz riss den Himmel auf,
so hell, dass er für einen Herzschlag
den Nebel zerschmetterte.
Und dort,
in diesem einzigen Augenblick des Lichts,
sah ich ihn:
Den Adler.
Er flog gegen den Wind,
gegen die Gewalt des Sturms,
gegen das Schicksal selbst.
Er floh nicht.
Er kämpfte.
Und dann
verschwanden die Flügel wieder im Dunkel.
Doch der Blick hatte gereicht.
Ich war nicht allein.
Das Schiff bäumte sich auf,
die Planken ächzten,
als würden sie um ihr Leben bitten.
Das Wasser drang zwischen den Dielen hervor,
kroch über meine Stiefel,
kalt wie die Finger einer alten Erinnerung.
Ich griff nach der Reling,
doch der Sturm riss mich zur Seite,
schleuderte mich gegen das Holz.
Meine Zigarre fiel aus dem Mund.
Der Whiskey glitt aus meiner Hand
und zerbarst am Boden
in einem Schimmer aus Glas und Erinnerung.

„Dann eben ohne“, fauchte ich.
Ich drückte mich hoch,
stand wieder auf meinen Füßen.
Die Steine in den Taschen
zogen mich nach unten.
Der Stein auf meinem Rücken
drückte wie ein unsichtbarer Fluch.
Aber ich stand.
Gegen den Sturm.
Gegen das Meer.
Gegen alles, was mich niederdrücken wollte.
Der Wind brüllte.
Die See tobte.
Der Himmel zerfetzte sich in donnerndem Licht.
Und dann –
als hätte das Schiff verstanden,
dass dies der Moment war,
auf den alles hinausgelaufen war –
tat es etwas Seltsames:
Es stoppte.
Nur für eine Sekunde.
Nur für einen Atemzug.
Als würde es mich ansehen.
Fragen.
Warten.
Ich antwortete nicht mit Worten.
Ich ging zum Schaukelstuhl.
Der alte, dunkle Stuhl,
festgeschraubt auf dem Deck,
verbraucht wie mein eigenes Leben,
aber standhaft.
Ich setzte mich hinein.
Langsam.
Ruhig.
Mit dem Stolz eines Mannes,

der seine Lasten kennt
und sie nicht mehr versteckt.
    Ich nahm eine neue Zigarre,
strich sie an meinem Ärmel trocken
und entzündete sie mit zitternder Hand.
    Der Rauch stieg auf
und mischte sich mit dem Sturm,
als würde auch er nicht kampflos untergehen wollen.
    Ich legte die Hand auf die Armlehne.
Der Stuhl schaukelte sanft
trotz der Gewalt des Meeres.
    „Wenn ich untergehe", sagte ich leise,
„dann mit meinen Steinen.
Mit meiner Wahrheit.
Mit meinem Weg.
Ich bin der Kapitän meines Schiffes."
    Eine Welle brach über das Deck.
Eine zweite folgte.
Eine dritte.
    Das Wasser stieg.
Das Schiff ächzte.
Die Welt kippte.
    Doch ich blieb sitzen.
    Als das Schiff endgültig zu sinken begann,
hörte ich nicht den Schrei des Sturms.
Ich hörte nur meinen eigenen Atem.
    Ruhig.
Klar.
Ehrlich.
    Das Meer konnte meinen Körper nehmen.
Aber nicht meine Würde.
    Ich schloss die Augen,
legte meinen Kopf an die Lehne,
die Kapitänsmütze fest auf dem Haupt,
und wartete.

Der letzte Kapitän
unter der letzten Welle.
Und in diesem Moment
war alles still.